

K Ö L N E R L I T E R A T U R Z E I T S C H R I F T

KLITERATUR



THEMA:

ICH

1. PERSON SINGULAR

#5

6€

Editorial

Kay-Lee ist von Zeit zu Zeiten gegangen. Eigentlich wollte sie schon längst davon zurück sein und so lange wie dieses Mal hat sie uns noch nie alleine gelassen. Ich mache mir eine Sorge und will gerade anfangen nach ihr zu suchen, da hält mir jemand von hinten die Augen zu und fragt mit vertrauter Stimme: *Wer bin Ich?*

Ich muss nicht raten, ich weiß es: Kay-Lee! rufe ich erleichtert. Sie nimmt ihre Hand weg, ich drehe mich zu ihr um, aber was ich zu sehen bekomme, ist nicht das, was ich erwartet habe. Wo früher Kay-Lees Gesicht war, ist jetzt ein Spiegel. Und in dem Spiegel sind neben meinem Gesicht noch viele andere. Ich bin verwirrt. *Kay-Lee, was ist denn mit dir passiert? Du siehst so ... so anders aus. Ich meine, schön, dass Du da bist, aber bist das wirklich Du?*

Ja, das ist Ich, sprechen die Kay-Lee-Gesichter im Chor. Hab ich machen lassen: new face, new style, new person. Musste mal mein Ego aufpolieren. Und jetzt all eyes on me, baby! Ab heute geht's um ICH. Likest Du's?

Ja, sieht schon irgendwie schön aus, finde ich. Aber ist das nicht ein bisschen selbstzentriert? *ICHICHICH*. Kann oder sollte man sich denn einfach so ein neues Ego zulegen? Erstmal an sich selbst denken klingt so ego-ist-ich. Und kommt es dabei nur darauf an, wie man sich präsentiert oder eher darauf, wie man von den Anderen gesehen wird? Kann man einfach so eine neue Rolle spielen?

ManManMan. Immer noch die alte Leier voll allgemeiner Fragen. Wer oder was soll dieses ,man' sein, von dem Du da faselst. Schau dich um – siehst Du hier irgendwo ein 'man'? Es gibt dich und mich und die Anderen. Und irgendwo muss Veränderung ja anfangen. Warum also nicht bei mir, der ersten Person Singular? Wenn Du bei dir anfängst, sind wir immerhin schon mal Plural.

Ja, schon. Aber wo fängt *Ich* denn an? In meinen Eltern: ich bin geboren, also bin ich? Oder bei Descartes und seinem abgenudelten: ich denke, also bin ich? Mit meinem Körper, in meinem Körper? Wie verändere ich *Ich*? Und wie verändern die Anderen *Ich*? Kay-Lee verdreht ihre vielen Augen. Aber sie lächelt auch, was wieder schön und zugleich ziemlich weird aussieht

*Liebchen, das hatten wir doch letztes mal schon geklärt. Du beginnst zwischen einem Ich und einem Anderen. Und Du bist das, was du tust, also tu nicht so als ob. Die gute Nachricht ist, es gibt genug zu tun und da ist garantiert für jede*n was dabei. Schau dich noch mal um.*

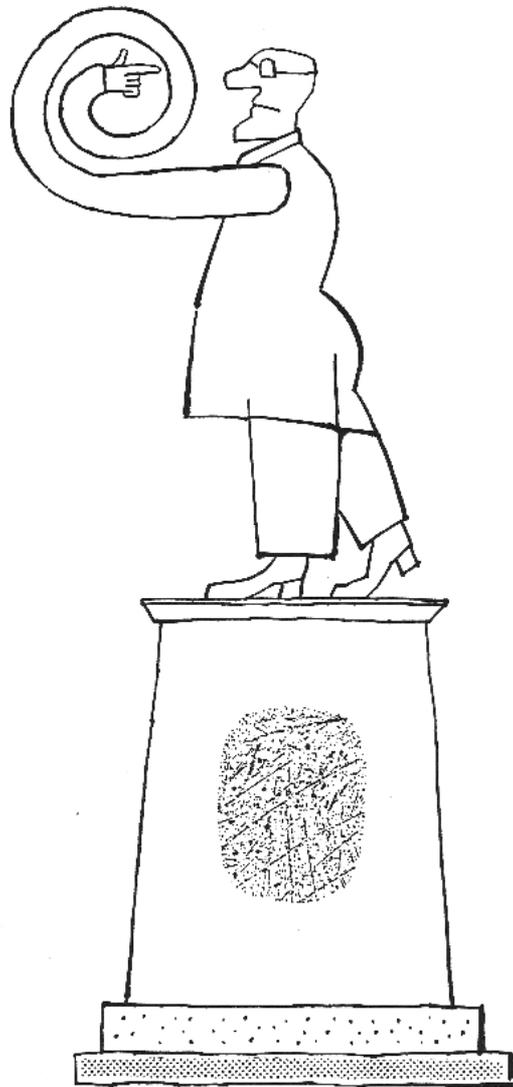


BILD: OLEG ESTIS

June '94

Ich schaue. Vor mir ist Kay-Lee oder der Spiegel, aber was ich darin sehe, verändert sich fließend. Dann ist in dem Gesichtermeer plötzlich Land in Sicht: Ein Deutschland. Kein schöner Land in dieser Zeit und aus lauter Scham, Angst und Wut wird mir kotzübel. Spieglein, Spieglein in der Hand, was ist los in diesem Land? Der Spiegel fragt zurück, was denn mit mir los sei. Ich weiß es nicht, aber je länger wir uns anschauen, desto persönlicher wird es zwischen uns und desto mehr verändert er mich.

Siehst Du? fragt Kay-Lee zärtlich. *Jedes ICH ist Influencer*in und wird von dem influenced, was es gezeigt bekommt. Also take yourself seriously. Denn was du tust hängt damit zusammen, was du willst. Und was Du willst wieder damit, was Du siehst und mehr noch mit dem, was Du alles nicht siehst. ICH ist Input. ICH ist Output. Und Du bist die Connection dazwischen.*

In diesem Sinne:

All eyes on me, yourselves and I...

EIN

6-13 VORSICHT

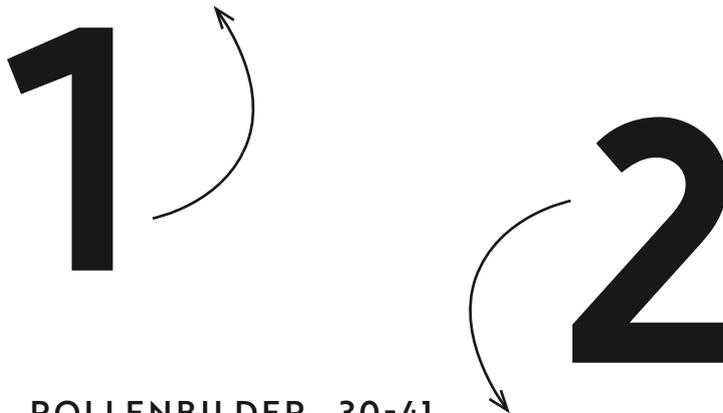
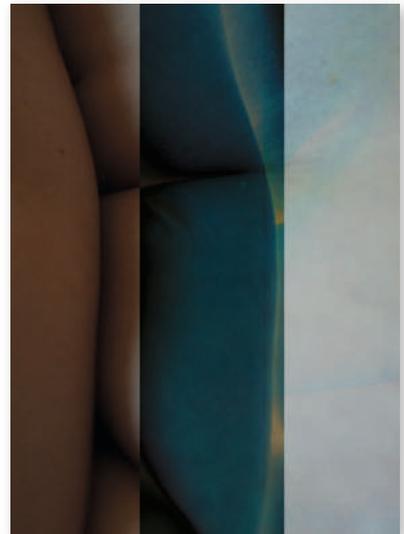
Warum *Ich* sprachlich irgendwie wie Brot ist
Warum ich mich nicht mit meinem Namen identifizieren kann
Warum Du nicht Du selbst sein sollst
Warum du dir kein Bildnis machen sollst

KÖRPERHÜLLEN 14-23

„Wie der Bauer mir nachschreit: Ärsche haben die Weiber.
Wie ein Achtzig-Taler-Pferd.“
Wenn Ich Viele und gleichzeitig eine Einzelne ist. Erfahrungen mit male gaze, Sexismus und Fatshaming in 13 Kapiteln.

„Es ist nicht gerecht, dass schöne Menschen es im Leben einfacher haben, aber es ist so.“
Ein Schüler fragt: „Bin ich hässlich?“ – ein Lehrer antwortet.

„Meine Füße liegen hier/tausend Meilen weit entfernt/von den Füßen meines toten Großvaters“
Was passiert mit meinem Körper, wenn ich weg will, weg muss?



24-29 DOSSIER: 1. TEIL

Über deutsche Geschichte und Rassismus und die Frage „Was hat das mit mir zu tun?“

ROLLENBILDER 30-41

„für ein [X] ist alles möglich nur nicht immer [X]“
*Was setzt du ein für die Unbekannte in einer Gleichung?
Bist das du, was fehlt? Bin ich es?*

„Für manche Büros braucht es keine Mediation,
für manche Büros braucht es einen Exorzismus.“
Welche Rolle spiele ich?

„die Oma träumte / von Klosterfrau und Melissengeist“
Verfolgst du deine Vergangenheit ...

„man stirbt ja nur einmal / & dann will man doch/dabei gewesen sein“
... oder lebst du schon in der Zukunft?

„2a. zu viel tageslicht / 2b. die abwesenheit von licht“
Meine Ängste mag ich am liebsten sauber aufgelistet und kategorisiert.



SELFIES 44-55

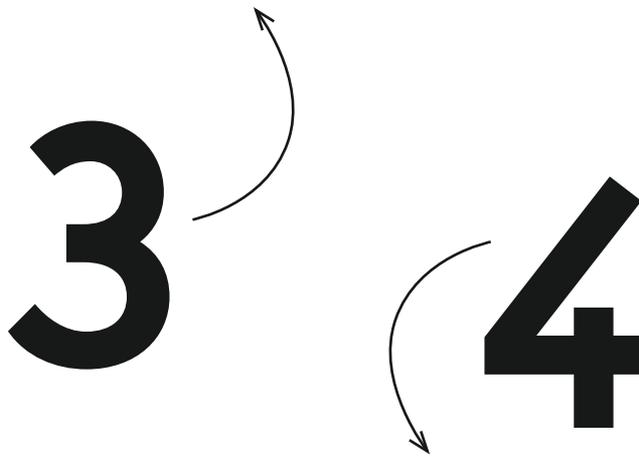
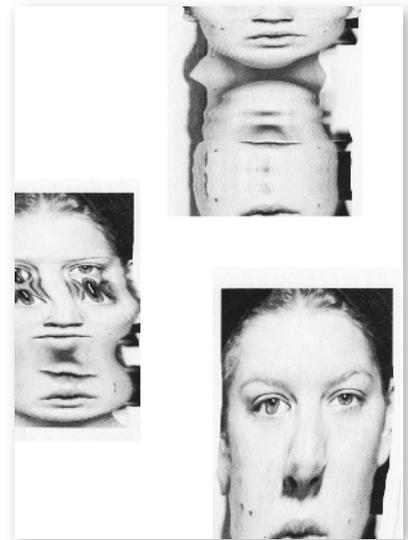
„ich spaziere gerne im Regen / will am liebsten unerforscht bleiben“
Aus dem Leben eines Schleimpilz' mit 720 Geschlechtern.

„ich fürchte, ich kenne diese Leute nicht“
Das soll ich sein? Daran kann ich mich nicht erinnern.

„Die Nichtexistenz prägt mich, widerspiegelt mich,
die ich sein könnte, aber nicht bin.“
*Bin ich mehr davon bestimmt, was ich alles nicht bin,
als von dem, was ich bin?*

„Worüber hätte ich denn sonst schreiben sollen? Mich selber?“
*Ist es legitim, eine Biographie zu klauen?
Ein Gerichtsprozess als Playback-Show.*

„Sie wirft sich selbst daneben“
Von dem Tagwerk, sich jeden Tag neu zu erfinden.



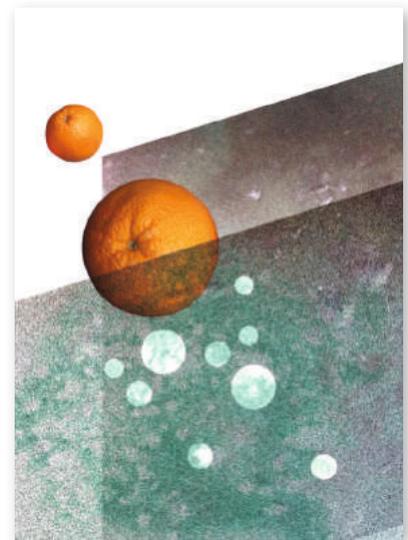
VERBINDUNGSFEHLER 62-73

„Schmeißt so 'n Mädchen ne Mandarine. Komplett.
Ungeschält. Ey, schreit sie.“
Manchmal ist es ein Fehler, eine Brezel zu kaufen.

„Siehst Du? Die Form der Darstellung ist autoreferentiell.“
*Warum miteinander reden, wenn man auch
aneinander vorbeischieben kann?*

56-61 DOSSIER: 2. TEIL

Über deutschen Rassismus und Weiß-sein
und immer die Frage „Was hat das mit mir zu tun?“



SICHT

74-79 NACHSICHT

Coverwesen
Leserinbrief
I Fucking Love My Life - ein Medley
In eigener Sache

Ich kann mich nicht mit meinem Namen identifizieren.

Dabei ist mein Name nicht das Problem. Im Gegenteil, ich mag meinen Namen eigentlich ganz gerne. Dass ich mich nicht damit identifizieren kann, hat viel mehr einen strukturellen und irgendwo sprachphilosophischen Grund, glaube ich. Und ich behaupte, dass sich die meisten aus dem gleichen Grund nicht wirklich mit ihrem Namen identifizieren können.

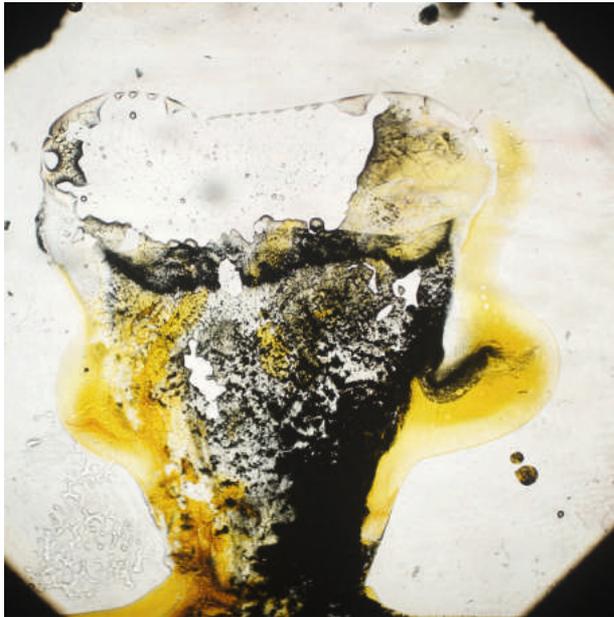
Um besser zu verstehen was ich meine, tun Sie doch mal folgendes: Sagen Sie sich ihren Namen mehrmals laut vor und stellen Sie sich selbst dabei vor. Das heißt versuchen Sie sich nicht als Ich, sondern mit ihrem Namen zu denken. Für einen stärkeren Effekt, gucken Sie dabei in ein Spiegel. Klappt das, ohne dass es komisch wird? Bei mir läuft das so: Je öfter ich mir meinen Namen vorsage und dabei an mich denke, desto größer wird der Abstand zwischen mir und meinem Namen, desto fremder und abstrakter erscheint mir sein Bezug auf mich. Oder denken Sie sich selbst mit ihrem Namen? Gucken Sie morgens in den Spiegel und denken: „Guten Morgen, Elisabeth“ oder „Ah ja, Alisa“ oder sehen Fotos von sich und denken „da ist ja Jonas“? Das ist schon möglich, ich glaube aber den wenigsten geht es so und es geht Ihnen da wie mir und Sie denken: „Ah ja, das bin ich“.

Meine These ist folgende: Der eigene Name ist für einen selbst fremd, da er vor allem und zuerst für Andere eine Rolle spielt. Das heißt, dass die, die meinen Namen verwenden und mich damit meinen, eine Vorstellung und einen Bezug zu ‚Bo‘ haben. Sie brauchen den Namen, sie denken: ‚da ist der Bo‘ oder ‚Bo sagt dies, Bo tut das‘. Was ich tue, was ich von mir sehe, höre, denke und fühle verbinde ich nicht mit ‚Bo‘. Ich verbinde das mit mir. Und ich schließe jetzt von mir auf andere und behaupte: Die meisten empfinden sich nur als *Ich*, ohne dabei ihren Namen mitzudenken.

Das heißt, über den Namen, der an einem *Ich* klebt und später auch darüber, was damit identifiziert ist, entscheiden andere. Unser *Ich* wird mit unserem Namen verbunden, wenn andere unser *Ich* wahrnehmen. Schließlich können sie dazu nicht *Ich* sagen, das sind sie ja schon selbst.

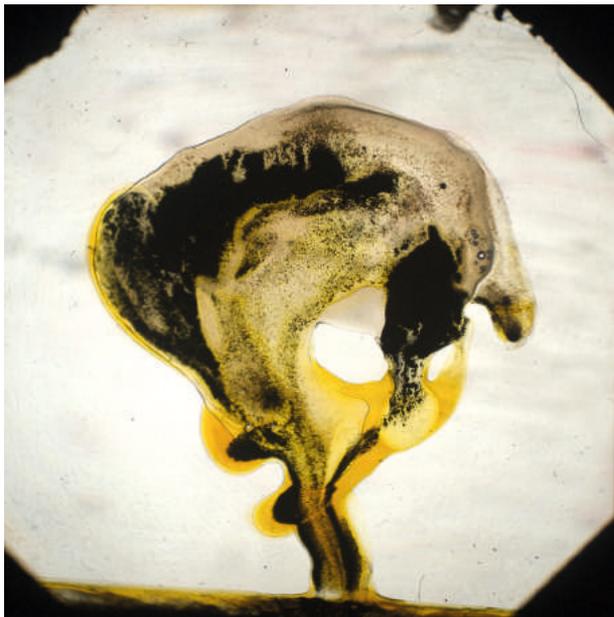
Die Leute, die einen Begriff oder wie in dem Fall einen Namen benutzen, fixieren seine Bedeutungen. Diese Bedeutungen sind bei weitem nicht festgelegt. Sie sind abhängig vom Kontext, davon wer den Begriff benutzt, von der Begriffsgeschichte, von noch viel mehr und sie verändern sich. Aber so tief in die Sprachphilosophie muss man gar nicht einsteigen um festzuhalten, dass mein Name über das Außen bestimmt ist. Mein Name ist für andere der Bedeutungsträger, den sie brauchen, um ihre Wahrnehmungen von mir irgendwo festmachen zu können und das heißt, dass sie diesen Träger mit Bedeutung aufladen. Nicht umsonst heißt es: Ich *habe* einen Namen. Er wurde mir gegeben und was mit ihm identifiziert wird, liegt weiterhin außerhalb von mir.

Ich mache den anderen durch meine Performance nur Bedeutungsangebote, was sie mit ‚Bo‘ in Verbindung bringen könnten. Je nach dem, was ich tue, gebe ich ihnen Stoff, den sie mit ‚Bo‘ verweben. Ihre Interpretation von ‚Bo‘ könnte sogar in weiten Teilen deckungsgleich damit sein, womit ich mich identifiziere (wobei ich stark dafür plädiere, dass es spannender ist, wenn mich die anderen nicht 1 zu 1 so sehen, wie ich mich selbst sehe – einfach weil die Ungleichheit zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung viel mehr Potential bietet), aber ich verbinde das dann wiederum mit mir, nicht mit meinem Namen. Es tut sich also schon beim Namen die Identifikations-Sollbruchstelle zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung auf. Auf die Frage, wer *Ich* bin, kann ich eigentlich nur antworten, dass ich *Ich* bin und mich die meisten ‚Bo‘ nennen.



KÜNSTLER :

**Michele
Brancati**



HÄSSLICH

Nach einer Kurzgeschichte von Jan Grue.

Aus dem Norwegischen nacherzählt von
Anna Pia Jordan-Bertinelli.

„Bin *ich* hässlich?“, fragte Eyolf und sah mich mit seinen kleinen, stechenden Augen an.

Eyolf hatte die Angewohnheit, mir solche intimen und schwierigen Fragen auf eine Art zu stellen, die die Aufmerksamkeit der ganzen Klasse auf mich lenkte und es mir unmöglich machte, nicht zu antworten.

Vor zwei Jahren standen zum Beispiel größtenteils naturwissenschaftliche Fragen auf dem Lehrplan. Und zwar die wirklich großen Fragen. Ist das Universum unendlich? Wächst es? Wird es sich immer weiter ausdehnen? Solche Fragen sind bestimmt dazu gedacht, die Kinder zu kleinen Philosophinnen und Philosophen zu erziehen. Aber was die Lehrplanmacher dabei vergessen, ist, dass alle philosophischen Fragen auch eine existentielle Dimension haben. Und so fragte mich Eyolf damals, was denn der Sinn des Ganzen sei. Also der Sinn darin, in einem Universum zu leben, das sich immer weiter und weiter ausdehnt. Wie eine Suppe, die immer dünner und dünner wird, sodass jeder von uns früher oder später denselben Umfang haben würde wie die Finnmarksvidda. Und ich antwortete, dass er nicht davon ausgehen brauche, dass das Ganze einen Sinn ergebe.

Ich bekam natürlich eine Verwarnung von der Schulleitung, aber die Kinder konnten mich seitdem besser leiden. Sie hatten verstanden, dass ich ihnen eine Wahrheit anvertraut hatte, die die meisten Erwachsenen zu vertuschen versuchten. Ich selbst fühlte mich auf der sicheren Seite. Man kann schließlich keine Lehrpläne machen, die sich mit den großen Fragen des Lebens beschäftigen und den Lehrern dann verbieten, sie nach bestem Wissen und Gewissen zu beantworten.

Eyolfs Frage kam nicht von ungefähr. Unglücklicherweise hatte sich der Lehrplan weg von den Naturwissenschaften und hin zu Anthropologie und Gesellschaftswissenschaften bewegt, und wir hatten unter anderem diskutiert, warum und auf welche Weise Menschen unterschiedlich aussehen. „Die meisten von uns werden sich darauf einigen können, wer schön und wer hässlich ist“, hatte ich behauptet.

Ich betrachte alle meine Schüler eingehend, und weil ich das tue, kann ich mit großer Gewissheit sagen, dass im Durchschnitt ein Viertel einer gewöhnlichen Schulklasse mehr oder weniger hässlich ist. Und die Kinder wissen es selbst. Sie wissen genau, wer gut aussieht und wer nicht. Es sagt ihnen nur niemand offen und ehrlich.

Bei manchen Kindern wächst sich die Hässlichkeit mit den Jahren heraus. Aber nicht bei Eyolf. Sein Aussehen würde mit den Jahren nur noch schlimmer werden. Früher hätte man ihn vermutlich ein Wechselbalg geschimpft, und wenn man ihn so ansah, verstand man wirklich gut, warum.

Eyolf war ein klumpiger Junge mit dem Blick eines alten Mannes der sauer roch und – es lässt sich leider nicht wohlwollend formulieren – einfach unangenehm war. Er hatte einen außergewöhnlich tiefen Haaransatz, der nur

knapp über den Augenbrauen begann, und seine Stupsnase hätte vielleicht bei einer jungen Frau schön aussehen können, aber nicht bei einem dicken kleinen Jungen. Beides würde sich nicht nennenswert auswachsen. Natürlich würde der Haaransatz mit dem Alter weiter nach hinten wandern, aber Eyolf war niemand, der dadurch mehr Stirn bekäme. Er würde ungleich-große Geheimratsecken bekommen und in der Mitte würde ein fettiges Haarbüschel übrigbleiben.

Von den über hundert Kindern, mit denen ich in den letzten Jahren regelmäßig zu tun hatte, war Eyolf mit gutem Abstand der Hässlichste. Und vielleicht hatte ich gerade deshalb eine gewisse Sympathie für ihn entwickelt.

„Lass mich kurz nachdenken“, antwortete ich.

Es ist nicht gerecht, dass schöne Menschen es im Leben einfacher haben, aber es ist so. Das wissen wir alle. Wenn man gut aussieht, laufen die Bewerbungsgespräche besser, man hat mehr Sex und bekommt aromatischeren Kaffee serviert. So einfach ist das. Es gibt sogar Forschung, die das belegt. Schöne Menschen sind meist zufriedener mit ihrem Leben als Hässliche, und sie haben allen Grund dazu. Ich konnte also Eyolf nicht sagen, dass alles gut werden würde, denn das stimmte einfach nicht.

Schon bevor er die Frage stellte, hatte ich angefangen, mir Gedanken über Eyolfs Zukunft zu machen und mir die Frage gestellt, wie zufrieden er in seinem Leben würde werden können. Meiner Meinung nach hatte er, alle Faktoren in Betracht gezogen, keine besonders guten Aussichten. Daran war nicht nur sein Aussehen schuld. Er war von Anfang an ein trotziges Kind und ein ziemlicher Jammerlappen. Was ich verstehe, man reagiert schließlich auf seine Umgebung so, wie sie auf einen reagiert. Und die Umwelt reagierte nicht besonders gut auf Eyolf. Ich brauche wohl kaum auszuführen, dass er von den anderen Kindern nicht nur gemieden, sondern regelrecht abgestoßen wurde. Kinder haben kein Problem damit, mit dem Finger auf diejenigen zu zeigen, die nicht dazu passen.

Also war ich mit meinen Überlegungen zu folgendem Ergebnis gelangt: Es würde in Zukunft nicht besser werden für Eyolf. Ich wusste nicht, ob er in ein paar Jahren fürchterlich gemobbt werden würde, aber eigentlich war es nur eine Frage der Zeit. Nicht, weil das an unserer Schule gang und gäbe gewesen wäre, das war es nicht. Wir hatten keine größeren Probleme, nichts, was über das gewöhnliche Maß hinausging. Es würden also vermutlich Kleinigkeiten sein, Milch in der Sporttasche, ab und zu ein bisschen Prügel, ein paar Sticheleien im Internet. Nichts Großes.

Vieles würde sich dadurch entscheiden, wie Eyolfs Körper sich entwickeln würde. Im Moment war er eher pummelig. Entweder würde er noch weiter aufgehen, oder er würde anfangen zu trainieren. „Zu pumpen“, wie man heute sagt. Er würde also entweder hässlich und schwach, oder hässlich und stark sein.

Das lässt natürlich die Frage aufkommen, welcher Version von Eyolf man in fünfzehn Jahren lieber begegnen würde. Einen starken Eyolf würde man wahrscheinlich vor der Tür eines Clubs auf der Karl Johan wiederfinden – im besten Fall. Kein Job, der besonders glücklich macht. Türsteher und Sicherheitspersonal im Allgemeinen haben zwar viel Macht, bekommen aber wenig Respekt und noch weniger Zuneigung entgegengebracht. Hässlich und schwach zu sein, ist aber auch keine gute Lösung. So endet man vermutlich alleine vor dem Computer. Aber in diesem Fall ist immerhin das Risiko geringer, ein Gewaltverbrechen zu begehen. Und das ist entscheidend.

Beide Szenarien lassen nicht sonderlich viel Raum für Verbesserung. Das einzige, was helfen kann, ist Wissen. Für Eyolf, dachte ich also, gilt es zu wissen, wo er in der Welt steht. Genau zu wissen, wo er steht, und wie hässlich er ist. Das wäre dann eine Art Wettbewerbsvorteil, und mein Ziel war es schon immer, *allen* Kindern zu helfen, möglichst gut ins Leben zu starten.

„Hör gut zu, Eyolf,“ begann ich. „Es ist eigentlich nicht so, dass Kinder, objektiv gesehen, hässlich sind. Niemand kommt auf die Welt und ist von sich aus hässlich. Dazu bedarf es immer eines sehenden Auges. Stell dir vor, es gäbe eine riesige Atomkatastrophe, oder ein tödliches Virus würde die gesamte Menschheit befallen, oder das jüngste Gericht, von dem diese ultrareligiösen Spinner reden, käme tatsächlich über uns. Und jetzt stell dir vor, es gäbe danach nur noch ein einziges Kind auf der Welt. Dich, oder Terje, oder Johanne. Der- oder diejenige von euch, die übrig bliebe, wäre weder schön noch hässlich.“

Ich bemühte mich, die anderen Kinder mit einzubeziehen, aber eigentlich waren meine Worte nur an Eyolf gerichtet.

„Die meisten großen Philosophen ab 1600 haben sich mit diesem Thema beschäftigt. Wir werden zu Menschen durch die Art, in der wir uns gegenseitig betrachten. Das nennt man Humanismus. Soweit die Theorie. Praktisch gesehen gibt es allerdings recht eindeutige Kriterien dafür, was wir als schön oder hässlich empfinden. Das ist eigentlich logisch, so rein evolutionsmäßig gesehen. Wir mögen symmetrische Gesichtszüge und große Augen. Außerdem mögen wir Männer, die kräftige Kiefer und Muskeln haben, also bisschen wie Rottweiler aussehen, und wir mögen Frauen, deren Hüfte breiter ist als ihre Taille.“

Hier musste ich mich zurückhalten. Nicht nur fing ich an, zu viele Fremdwörter zu benutzen, sondern ich berührte auch Themen, die mit Sexualkunde zusammenhingen, und das war laut Lehrplan ein striktes Tabuthema.

„Wir haben also eine Vorstellung davon, was als *schön* gilt, sowohl für Erwachsene als auch für Kinder. Und jetzt nehmen wir einen Säugling und stellen zunächst einmal fest, dass nicht alle Säuglinge gleich aussehen. Selbst, wenn manchmal so getan wird, als ob. Und wenn wir also feststellen können, dass bereits Säuglinge unterschiedlich aussehen, ist es nur logisch, dass manche schön und manche hässlich sind.“

Die Kinder saßen stumm auf ihren Stühlen und glotzen mich an. Ich muss gestehen, dass ich zu diesem Zeitpunkt bereits begonnen hatte, die Kontrolle über meine Argumentation zu verlieren.

„Fragt jemanden, irgendjemanden: Gibt es hässliche Säuglinge? Und ihr werdet sofort wissen, ob die Person ehrlich zu euch ist oder nicht. Ich habe viele Kinder gesehen, ich bin schon seit vierunddreißig Jahren Lehrer. Die meisten von euch sind total durchschnittlich. Ich verstehe etwas von der Welt, was auch heißt, dass ich etwas von Menschen verstehe. Wenn man so lange in der Schule gewesen ist wie ich, wird man zwangsläufig zum Realisten, weil man sieht, dass es nicht mit allen Leuten gut ausgeht. Das wissen alle, aber niemand denkt gerne darüber nach. Vielleicht geht es ja doch gut, denken wir, wenn der eine oder die andere von euch das letzte Mal das Schulgebäude verlässt. Aber eigentlich wissen wir, dass es nicht immer gut geht. Bei manchen von euch ja, aber nicht bei allen.“



Wenn man die grundlegenden Dinge über ein Kind weiß, nämlich ob es klug oder dumm, hübsch oder hässlich, arm oder reich ist, weiß man ungefähr, wie sein Leben verlaufen wird. Manche haben vielleicht nicht die Charakterstärke oder den Mut, das zu sehen. Aber alle, die es wollen, können auf diese Weise in die Zukunft schauen. Und wenn sie nicht darüber sprechen, dann ist das nur ihrer Feigheit geschuldet.“

Die Stunde war zu diesem Zeitpunkt schon längst vorbei, aber es schien, als hätten die Kinder jegliches Zeitgefühl verloren.

„Eine gute Ausbildung besteht nicht zu allererst darin, Hauptstädte auswendig zu lernen und sich grundlegende Computerkenntnisse anzueignen, selbst wenn die Bürokratie uns das glauben machen will. Eine gute Ausbildung stärkt vor allem die Selbsteinsicht. Diejenigen, die sich selbst verstehen, die die Welt verstehen und wissen, welchen Platz sie in ihr einnehmen, haben immer bessere Chancen als die anderen. Das ist eigentlich nicht sonderlich überraschend, aber ich habe lange gebraucht, bis ich es komplett verstanden habe. Und es *betrifft auch euch*.“

Ich kam langsam zu meinem eigentlichen Punkt zurück und sah Eyolf an, um sicherzugehen, dass er mir zuhörte.

„Wenn wir über hässliche und schöne Kinder sprechen, sprechen wir im Wesentlichen über zwei biovisuelle Phänomene: *Neotenie* und *Symmetrie*. Neotenie beschreibt das, was wir auch Kindchenschema nennen. Das heißt, dass wir Dinge anziehend finden, die klein und süß sind, einen großen Kopf und noch größere Augen haben. Symmetrie wiederum ist in erster Linie ein Indikator für gute Gesundheit, weil dadurch gezeigt wird, dass all unsere Körperteile gleichermaßen gut entwickelt sind. Diese Phänomene gelten kulturübergreifend. Schaut euch irgendeinen Zeichentrickfilm an, am besten einen, der auf der ganzen Welt erfolgreich ist. Alle Figuren in diesen Zeichentrickfilmen haben nicht nur komplett symmetrische Züge, sondern auch große Augen und einen überdimensionierten Kopf. Das ist kein Zufall. Das sind Schemata, die in jeder menschlichen Kultur, ja, sogar im Tierreich greifen.“

Und das ist mein nächster Punkt. Wenn ein Kind genuin hässlich ist, dann ist das nicht so, weil ich das finde. Es ist nicht mein individuelles ästhetisches Empfinden, um das es dabei geht. Es ist ein Schema, das nichts mit individuellen Meinungen zu tun hat. Es ist intersubjektives Gefühl, über das wir hier sprechen. Und intersubjektiv gesehen, Eyolf, bist du sehr, sehr hässlich.“

So etwas sagt man einem Kind nicht. „Man“. Das ist ein Scheinargument. Wer soll dieser „man“ sein? *Die ganze Welt* sagt Kindern tagtäglich, dass sie schön oder hässlich sind, in dem sie die Schönen besser behandelt als die Hässlichen. Das wissen alle. Aber man sagt es nicht, nicht auf diese Art. Stattdessen zieht man es vor zu lügen und zu sagen, dass im Inneren alle schön sind, weil man sich dadurch eine unangenehme Verantwortung erspart.

Die meisten meiner Kollegen haben nach ihrem letzten Examen aufgehört, sich fachlich weiterzuentwickeln. Fortbildungsangebote prallen an ihnen ab. Das ist unfassbar schade. Die Welt ist voller fantastischer Sachen, die man lernen kann. Das habe ich immer versucht, meinen Schülern zu vermitteln. Es ist wichtig, am Ball zu bleiben. Koste es, was es wolle.

„Immer wieder formulieren: das Schuldbekenntnis der Deutschen nach der Niederlage des Nationalsozialismus war ein famoses Verfahren, das völkische Gemeinschafts-empfinden in die Nachkriegsperiode hinüberzuretten.

Das Wir zu bewahren war die Hauptsache.“

MAX
HORKHEIMER

... UND WAS HAT **DAS** MIT MIR ZU TUN?

Tupoka Ogette beschreibt in *Exit Racism* das Leben der *weißen* Deutschen in der Bundesrepublik Deutschland bevor „sie sich aktiv und bewusst mit Rassismus beschäftigen“ als Happyland: „Happyland ist eine Welt, in der Rassismus das Vergehen der Anderen ist ... Rassismus ist NPD, Baseballschläger, Glatzen und inzwischen auch die AfD. Es ist Hoyerswerda, Hitler und der Ku-Klux-Klan. Darüber gibt es in Happyland einen Konsens.“ Sich von dieser vereinfachten Vorstellung von Wir-sind-die-Guten vs. Die-sind-die-Bösen zu lösen ist jedoch nicht einfach: „Der Diskurs um Rassismus gestaltet sich – besonders in Deutschland – jedoch schwerfällig. In Deutschland wurde Happyland mit einer besonders dicken Mauer ausgestattet. Natürlich liegt dies auch an dem kollektivem Erbe, welches der Holocaust uns verschafft hat. Nach zwei verlorenen Kriegen und der weltweiten Schande des Nationalsozialismus galt es, im Sinne einer neuen Selbstfindung, alles, was mit dem Begriff ‚Rassismus‘ zu tun hatte, in die ‚rechtste‘ Ecke, die wir finden konnten, zu verbannen. So gab und gibt es zwar eine umfängliche wissenschaftliche Aufarbeitung des Themas, aber gleichzeitig das fast zwanghafte und durchaus verständliche Bedürfnis, sich von allem, was nur in die Nähe dieses Begriffs kommt, zu distanzieren.“ Unsere Vorstellung von Rassismus in Deutschland beginnt meistens mit den Verbrechen der Nazis (nicht der Deutschen) während 1933 und 1945 und in der Zeit des 2. Weltkriegs. Nicht mit uns selbst. Woher Rassismus kommt und dass Deutschland Kolonien hatte und dort Menschen und Völker versucht hat auszulöschen, haben wir vielleicht einmal gehört, aber gilt uns als etwas Überwundenes, als Geschichte. Aber genauso wenig, wie Rassismus mit dem Ende des 2. Weltkrieges aus Deutschland verschwunden ist, haben ihn Nazis erfunden.

TUPOKA
OGETTE

Die deutschen Kolonien waren 1914 das an Fläche viertgrößte Kolonialreich nach dem britischen, französischen und russischen Weltreich. Gemessen an der Bevölkerungszahl lag es etwa an fünfter Stelle nach den niederländischen Kolonien ... Durch den 1. Weltkrieg verlor Deutschland seine Kolonien. Die nationale Entrüstung darüber war enorm.

„Gewalt mit krassem Terrorismus und selbst mit Grausamkeit auszuüben, war und ist meine Politik. Ich vernichte die aufständischen Stämme mit Strömen von Blut und Strömen von Geld.“

Sicher erinnerst Du Dich an dieses Zitat und den deutschen Generalleutnant, von dem es stammt, aus dem Geschichtsunterricht, oder? Nein? Warum eigentlich nicht?

War er – Adrian Dietrich Lothar von Trotha – doch derjenige, der in dem damaligen Deutsch Südwestafrika (heutiges Namibia) das weltweit erste Todeslager errichtete – genau dreißig Jahre bevor die Nationalsozialisten an die Macht gelangten. Die Deutschen hatten sich im Frühjahr 1883 im Südwesten Afrikas festgesetzt. Ein junger Mann namens Heinrich Vogelsang kaufte als Agent des Bremer Tabakgroßhändlers Adolf Laderitz einem Vorsitzenden des Volkes der Nama eine ganze Bucht ab; für 200 alte Gewehre und 100 britische Pfund. Das ‚Schutzgebiet Deutsch – Südwestafrika‘ war anderthalbmal so groß wie das Deutsche Reich. Die Idee war, diese Gegend zu einer Siedlungskolonie zu machen, in der arbeitslose Menschen aus dem deutschen Reich einwandern sollten. ... Je mehr Siedler kamen, desto mehr verstärkte sich der Konkurrenzkampf um den Boden, den sich die Ausbeuter für Spottpreise oder durch Betrug aneigneten. Schwarze Frauen wurden wie Freiwild betrachtet. – Die Herero waren nicht passive, hilflose Opfer dieser Gräueltaten. Sie schlossen Bündnisse, formierten sich.

„Unsere Leute wurden erschossen und ermordet, unsere Frauen missbraucht, und die es taten, wurden nicht bestraft. Unsere Chiefs berieten sich und entschieden, dass Krieg nicht schlimmer sein könnte als das, was wir durchlitten.“

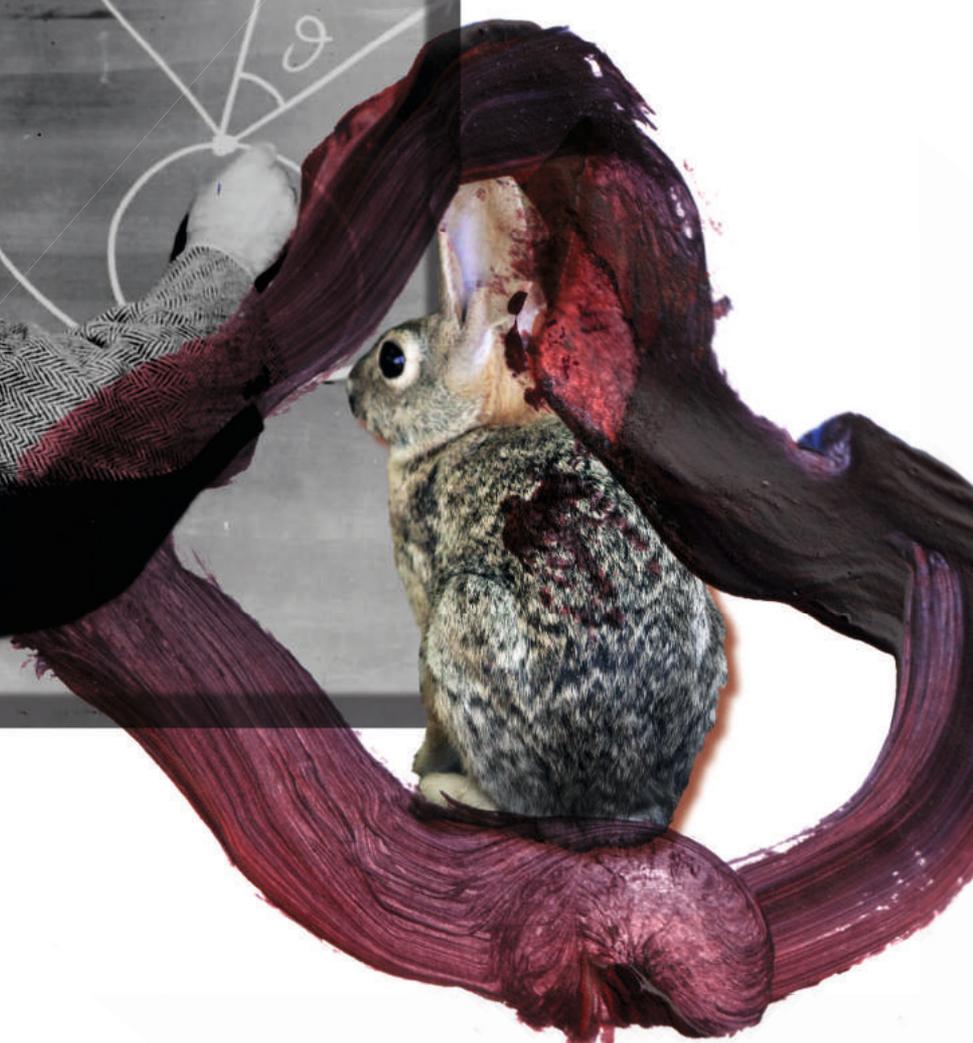
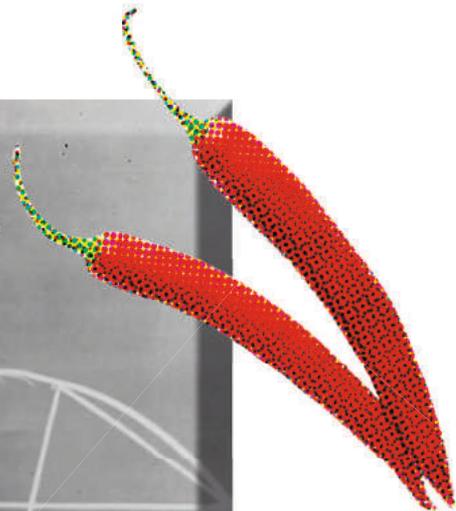
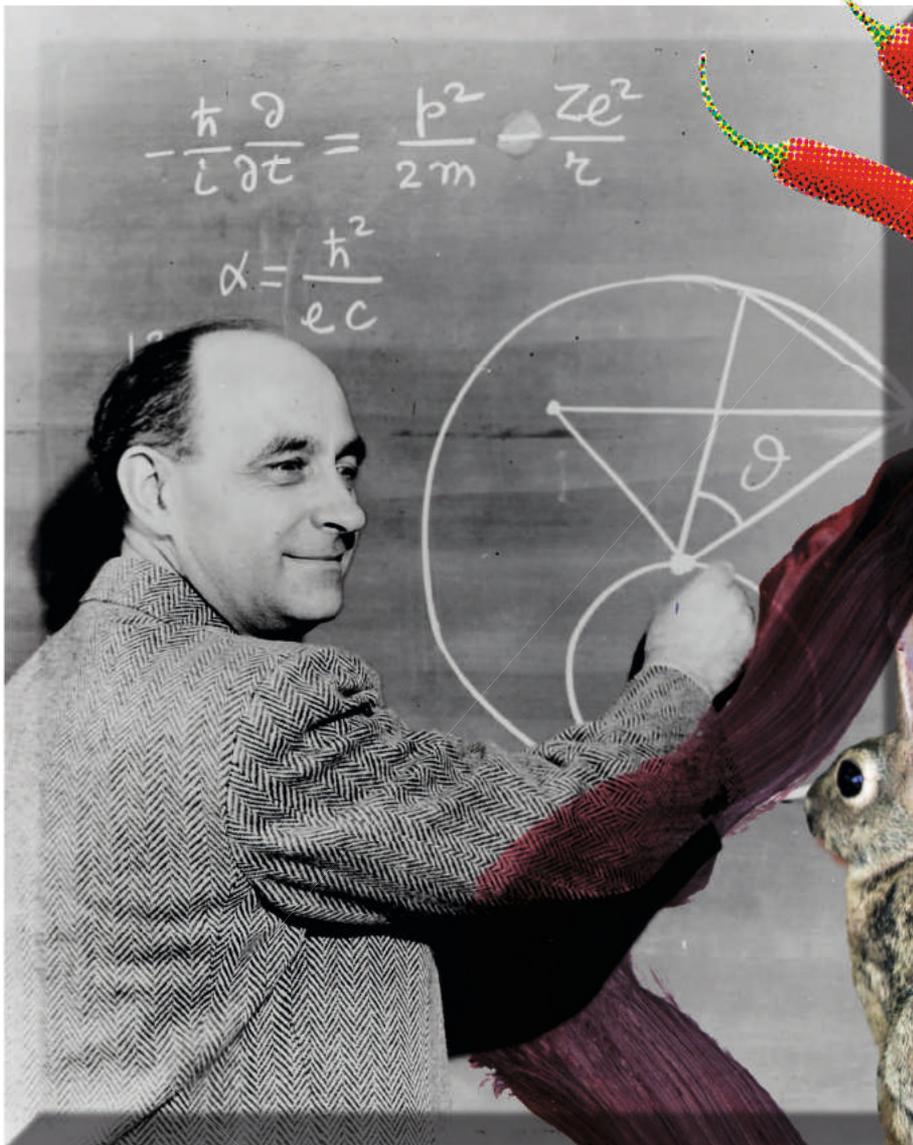
Tatsächlich waren die Deutschen sowohl überrascht als auch empört darüber, dass Samuel Maharero im Januar 1904 zu einer Rebellion – einem Befreiungskrieg – aufrief. Laut rassistischer Ideologie sollten die Herero dankbar sein, dass sie ‚geleitet‘, ‚erlöst‘ und ‚erzogen‘ wurden ... Den Herero gelang es relativ schnell, den überwiegenden Teil ihres Landes zu befreien. Zu Anfang standen den 7000 afrikanischen Befreiungskämpfern nur 750 deutsche Kolonialisten gegenüber. An diesem Punkt erhielt der oben bereits erwähnte Generalleutnant von Trotha den Oberbefehl und wurde mit neuen Truppen nach Südwestafrika entsandt ... Nach langen und erbitterten Kämpfen trieb Trotha Zehntausende Herero in die Namibwüste, wo Tausende von ihnen elendiglich starben. Kaiser Wilhelm der II. und sein Reichskanzler Bernhard Fürst von Bülow befahlen anschließend „Konzentrationslager für die Unterbringung und Unterhaltung der Reste des Herero-Volkes“ einzurichten. Rund 9000 Menschen – Männer, Frauen und Kinder – wurden im Mai 1905 in diesen Konzentrationslagern gefangen gehalten ... Von den insgesamt 35.000 – 100.000 Herero, waren nach dem Krieg noch nur noch ca. 14.000 am Leben. Sie wurden gezwungen, nummerierte Marken aus Blech um den Hals zu tragen, und in einem Register erfasst.

... UND WAS HAT DAS MIT MIR ZU TUN?

Die deutschen Kolonialverbrechen erscheinen den meisten wohl, gemessen an den Verbrechen des 3. Deutschen Reiches, und im Anbetracht der ‚berühmteren‘ Kolonialmächte (Spanien, Frankreich, England, Belgien, Niederlande), als nicht so schwerwiegend. Und die Verbrechen der Nazis haben wir doch aufgearbeitet, oder etwa nicht? Wir sind das neue, das gute Deutschland! Aber „Deutschland ist heute, trotz einer CDU-Kanzlerin und ihrer SED-haften Totalarmierung sozialdemokratischer Positionen, trotz Vaterschaftsurlaub, Gendertolettens und Polizisten mit Pferdeschwänzen, trotz der fast schon hippiehaft-naiv berichtenden und kommentierenden öffentlich-rechtlichen TV- und Radiosender – dieses vermeintlich so offene Deutschland ist nicht weltläufiger, nicht demokratischer, nicht individualistischer, nicht unrassistischer, nicht unantisemitischer als vor zwanzig, dreißig Jahren.“

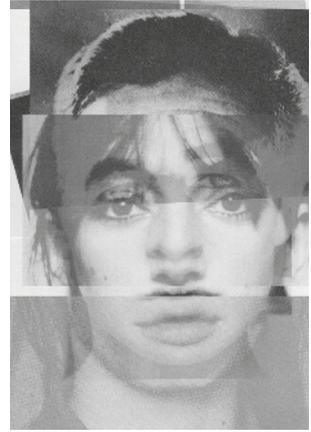
– Maxim Biller zeigt in seinem Buch *Literatur und Politik* ein anderes Bild der Deutschen als jenes, das die glücklich Fahne schwingenden, Willkommenskultur-Deutschen zeigt. Er beschreibt ein Deutschland, das sich ein neuen Umgang mit Geschichte aneignen sollte, ein Geschichtsverständnis

NO GUTS
NO GLORY



ICH BIN 1 ANGSTMENSCH (ANGSTMOMENTE I)

1. das außen
 1a. dass ich keinen ersatz dabei habe
 1b. dass ich irgendwo bin wo ich noch nicht war
 1c. autos und andere fahrzeuge, befahrene straßen mit und ohne ampeln
 1d. parties und ähnliches
 1e. das haus verlassen
 1f. menschengruppen, menschenmassen
2. licht
 2a. zu viel tageslicht
 2b. die abwesenheit von licht
3. menschen
 3a. menschen (generalisiert)
 3b. menschen, die außerhalb meines wg-zimmers sind, egal wer
 3c. menschen, die nicht meine friends sind
 3d. menschen, mit denen ich noch nie geredet habe
 3e. menschen, die marginalisierten gruppen angehören und bei denen ich alle dinge falsch machen kann
 3f. menschen, die mich misgendern könnten
 3g. menschen, die keine emojis benutzen
 3h. menschen, die ich nur übers internet kenne
 3i. menschen, die müll in den hausflur stellen
 3j. menschen, die musik über zimmerlautstärke hören
 3k. kinder unter einem reflektierteren alter, kleinkinder
4. einkaufen
 4a. supermärkte und ähnliches
 4b. die vielzahl an produkten
 4c. produkte, die schlecht designt sind
 4d. dass ich nicht nachhaltig einkaufe
 4e. die kasse
 4e.a. dass ich zu wenig geld wiederbekomme
 4e.b. dass ich die pin meiner ec-karte vergessen habe
 4e.c. das zu langsame einpacken der produkte
 4e.d. dass ich etwas dort lasse
 4d. dass ein korb bricht oder ein beutel reißt
 4f. die menschen beim einkaufen
5. geld
 5a. das geld, das ich nicht habe
 5b. das geld, das ich haben könnte
 5c. das geld, das ich nicht haben werde
 5d. dass es am ende doch ums geld geht
6. beziehungen
 6a. dass als sog. „weiblich**“ gelesene menschen gefühle für mich entwickeln könnten
 6b. dass ich es nicht mitbekomme wenn ich angemacht werde
 6c. dass andere denken ich würde sie anmachen wenn ich es nicht tue
 6d. dass als sog. „männlich**“ gelesene menschen die hetero sind denken ich würde sie anmachen



WILDE TIERE

DREI GEDICHTE

ich bin eingeschlafen auf ihrem Handtuch am See
der Geruch des Waschmittels ihres Shirts
während sie schwimmt
ist alles so friedlich und still
ansonsten gibt's nichts Neues
ich spreche mit Leuten und
morgens grabe ich kleine Tierknochen aus

ich bin zuhause aber der Strom ist aus
der Kühlschrank taut still in der Dunkelheit ab
Magnete halten pflichtbewusst
eine unlesbare Nachricht
mir ist kalt
kauf Suppe
Schatz

ich fürchte ich kenne diese Leute nicht
warum zeigst du mir diese Bilder
ich saß hier einfach zufällig und wartete bis es anfängt
es könnte irgendeine andere Person sein und du
würdest auch sagen dass
das meine Abschlussklasse ist
dieser junge Mann in der rechten Ecke ich bin

ICH, NICHT ETC.

Ich plane eine Reise, die mich nach Kambodscha bringt, eine Reise wie Susan Sontag in *Ich, etc.* beschrieb. Zumindest mit einem ähnlichen Grund, der sie dazu bewegte eine Reise nach China zu planen:

Da ihr Vater in China gestorben war, da sie fast in China geboren war.

Da meine Mutter aus Kambodscha war, da ich fast nicht zur Welt gekommen bin.

Steht das Wort *ich* für Dinge, die mich tatsächlich geformt haben? Und wenn ja, bedeutet es die Entstehung aus all diesen kleinen Fragmenten wie meiner Schuhgröße, Augenfarbe, Erinnerungen? Kann jemand mich einfach auf diese Bruchstücke reduzieren und neu zusammensetzen? Wie ist es mit allen anderen Fragmenten, die sich meinem Bewusstsein entziehen? Sind sie bedeutungslos, um mein Ich zu definieren?

Ich.

Keine Weiße.

Kein Mann.

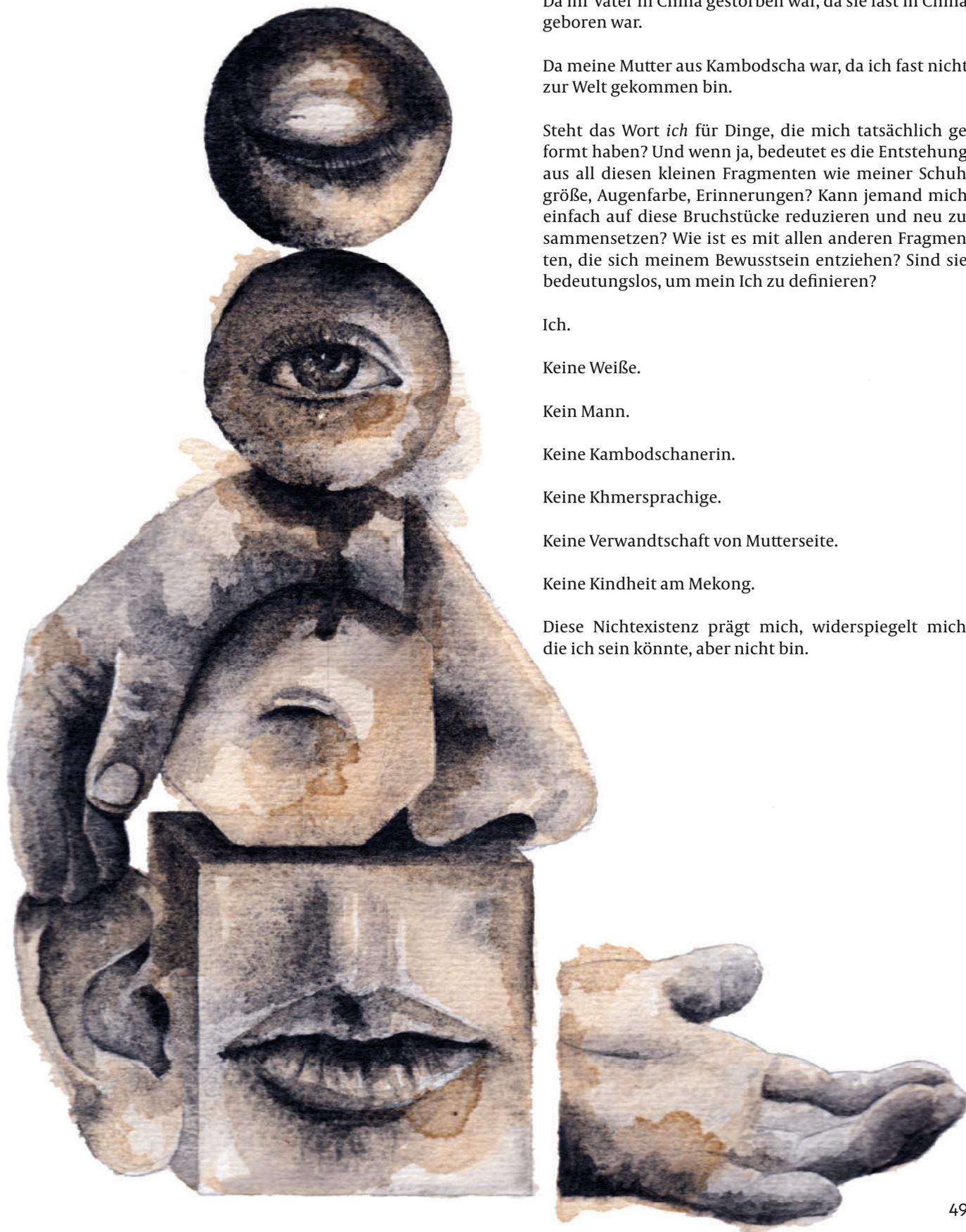
Keine Kambodschanerin.

Keine Khmersprachige.

Keine Verwandtschaft von Mutterseite.

Keine Kindheit am Mekong.

Diese Nichtexistenz prägt mich, widerspiegelt mich, die ich sein könnte, aber nicht bin.





Meine Mutter ist besessen von Obst. Als Kind aß ich Obst zum Mittag: Apfel, Lychee oder Drachenfrucht und konstant die hellgelben, saftigen Mangos, dazu mit Limetensaft getränkter Reis.

„Lepra-Limette.“ sagte sie. „Lepra-Limette schmeckt voll gut. Damals bei uns zu Hause säumten Lepra-Limette-Bäume beide Seite der Straßen.“

„Lepra?“ fragte ich als Kind.

Eine Krankheit, die die Haut der Menschen zersetzt. Schockiert und verwundert zugleich fragte ich mich, wie Lepra-Limetten, eine Frucht mit einem solch schrecklichen Namen, sich jemals auf etwas so Schönes beziehen konnte.

Trotzdem ist die Lepra-Limette doch etwas Schönes für meine Mutter. Während die holprigen, schuppigen Limetten tief an den üppigen Bäumen hingen, stand sie auf der Straße, um Holzkohle zu verkaufen. Sie war 15 Jahre alt, sie war in dem Alter, in dem ein Mädchen zu einer Frau aufblüht. Der frische Duft aus der Vollreife wehte durch den feuchten Wind, wo meine Mutter vermutlich auf ihre erste Liebe traf.

Genau. Die Liebe war nur eine Vermutung und wird immer eine Vermutung bleiben.

Die Limette mit der rauen, zerklüfteten Oberfläche kann als Symbol für das defekte und das mitleidige, aber dennoch runde und komplette Leben meiner Mutter gelten und zeitgleich könnte sich das auch auf mich selbst beziehen. Es hätte sein können, dass um ein Haar meine Mutter nicht aus Phnom Penh flüchten konnte, um ein Haar gäbe es kein *ich*.

Das Erlebnis, das nie passierte, ist oft ein maßgebliches Erlebnis für uns.

Bei uns zuhause gab es immer den Geruch frischer Mango. Die Mangos waren hellgrün und gar nicht reif. Sie waren knusprig wie ein Apfel, aber süßsauer. Wir aßen sie am Abend, am Morgen, zum Frühstück, als Snack, zum Mittag, wir aßen die grünen Mangos mit Fischsauce, Zucker, mit Reis, zu allem. Die Mangokerne lutschte ich gerne als Kind, sie erschienen mir wie Bonbons oder Eis.

Sehr lange Zeit dachte ich, dass die Sucht, die meine Mutter nach Mangos hatte, nur aufgrund des Geschmacks existierte, welcher sie möglicherweise an ihre Heimat erinnerte. Jedoch hatte ich danach bemerkt, die Sucht nach Mangos, oder genauer, die Leidenschaft oder der Schmerz wegen Mango könnte auch mein Leben werden.

Die riesigen Mangos hingen am Baum, darunter stand mein Onkel, den ich nie getroffen habe. „Er war 21 Jahre alt.“, erzählte meine Mutter mir. 21 Jahre alt, das Alter des Erwachsen-, des Reifwerdens. Der hungernde Onkel ergötzte sich an diesem im Nirgendwo zwischen Dörfern stehenden Baum. Er dachte, es war ein Zeichen für ein weiteres Leben. So glücklich darüber konnte sich sein seit acht Tagen leerer Magen nicht beherrschen.

Fröhlich schälte, biss und aß er sogar die Schale. Er aß, schlürfte den über seine Finger tropften Saft. Er aß. Er enthäutete die gelbgrüne Schale und lutschte heiter den Saft und lachte erfreut. Die Sonne bemühte sich auf die Erde auf meinen essenden Onkel unter dem Baum zu scheinen. Ihre Schatten fielen nicht weit, aber waren tiefschwarz.

Es war ein heiterer Tag. Es war sein letzter Tag.

„Mein Bruder sei wegen Durchfall gestorben, wegen der Mangos. Doch glaube ich, die Mangos gaben ihm etwas Freude, die er brauchte, wenn er den Tod konfrontieren musste.“

Meine Mutter hat diese Geschichte erzählt, als ich 15 Jahre alt war und auf einmal verstand ich: diejenigen ungeliebten Erlebnisse durchleben mein tägliches Leben mit mir.

Wer bin ich? Ich.

Kein früh Verstorbener.

Kein nach Lepra-Limette riechendes Leben.

Kein Geflüchteter?

Diese Nichtexistenz geht unter die Haut und wird zum Rhythmus meines Pulses.

Wenn die Sonne trüb ist, wenn der Schatten nicht existiert, werde ich mich am Tisch wiederfinden und eine Mango nach der anderen essen, mit Hoffnung.

Јутарња

Jeden Morgen
streift sie sich ein Ich
über den Kopf ab;
sie hat es durchgeträumt
in dem Baumwollshirt
mit den paar Knöpfen
die sich in ihren Haaren verfangen haben.
Sie wirft sich selbst
auf den Boden
neben den Kopf von gestern
und fragt sich
ob das nicht schon reicht für heute

MORGEN

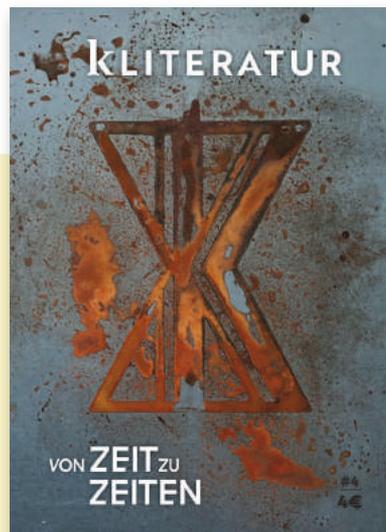
Сваког јутра
она скида једну себе
преко главе;
ону пресањану
у мајици памучној
са неколико дугмади
умршених у коси.
Она баца себе на под,
одмах поред оне главе од јуче
и мисли
да је то довољно
за нови дан.

DIE ABENTEUER VON KAY-LEE TERATUR ...



... gehen kontinuierlich weiter. Bisher hat sie Gott getroffen (#1), sich selbst Zugang verschafft (#2), war austeilen (#3) und ist von Zeit zu Zeiten gereist (#4), um beim Ich (1. Person Singular) anzu-kommen (#5).

Ihr könnt sie dabei unterstützen. Zum Beispiel, indem ihr das Heft kauft. Oder ihr schließt ein Jahres-Förderabo ab. Das geht hier: kliteratur.de/unter-stuetzen. Für 35€ bekommt ihr alle bisherigen und kommenden Ausgaben der Kölner Literaturzeitschrift und ihr unterstützt die Arbeit des KUNTS e.V.!



Das ist der gemeinnützige Verein hinter der KLiteratur, der außerdem das Europäische Literaturfestival Köln Kalk (eulit.org) und weitere Projekte in und um Köln veranstaltet.

Bestellen könnt ihr die KLiteratur bei uns unter kliteratur.de oder im liberladen.org.



Dir gefällt die KLiteratur?

Noch mehr unabhängige Literaturzeitschriften findest du auf liberladen.org

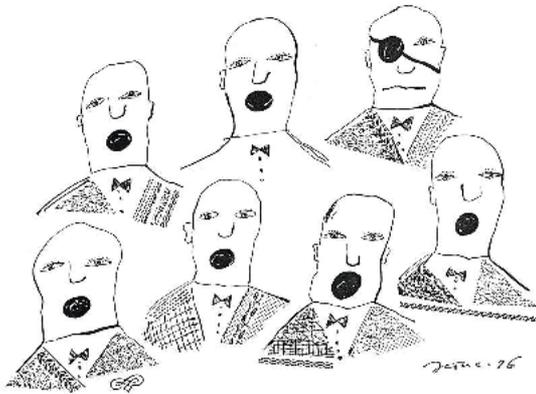
 **liberladen**

ein Shop des Netzwerks
unabhängiger Literaturzeitschriften

Kontradiktat

„Im Zeugenstand befand sich Abba Kovner ... zufällig [fiel] der Name Anton Schmidts, der diesem Publikum nicht unbekannt war. Anton Schmidt befehligte einen Streifendienst in Polen, der verstreute und von ihrer Einheit abgeschnittene deutsche Soldaten aufsammlerte. Im Verlauf dieser Tätigkeit war er auf Mitglieder der jüdischen Untergrundbewegung gestoßen, darunter auf Herrn Kovner, ein prominentes Mitglied, und er hatte den jüdischen Partisanen mit gefälschten Papieren und Wehrmachtfahrzeugen geholfen. Vor allem aber: „Er nahm kein Geld dafür.“ Das währte fünf Monate lang, vom Oktober 1941 bis zum März 1942. Dann wurde Anton Schmidt verhaftet und hingerichtet.

Dies war keineswegs die erste Erwähnung von Hilfe, die von außen, aus der nichtjüdischen Welt, gekommen war. Aber in Kovners Aussage wurde zum ersten und letzten Male eine solche Geschichte über einen Deutschen erzählt.



Während der wenigen Minuten, die Kovner brauchte, um über die Hilfe eines deutschen Feldwebels zu erzählen, lag Stille über dem Gerichtssaal; es war, als habe die Menge spontan beschlossen, die üblichen zwei Minuten des Schweigens zu Ehren des Mannes Anton Schmidt einzuhalten. Und in diesen zwei Minuten, die wie ein plötzlicher Lichtstrahl inmitten dichter, undurchdringlicher Finsternis waren, zeichnete ein einziger Gedanke sich ab, klar, unwiderlegbar, unbezweifelbar: wie vollkommen anders alles heute wäre, in diesem Gerichtssaal, in Israel, in Deutschland, in ganz Europa, vielleicht in allen Ländern der Welt, wenn es mehr solcher Geschichten zu erzählen gäbe.“

— HANNAH ARENDT

Ich hänge auf Insta ab, allein, aber well connected, und Kay-Lee ist sauer, weil ich nicht mir ihr spielen will. „Mach doch was alleine ...“ - *Nein.* - „Ok.“ - *Nein.* - „Warum so anti?“ - *Nein.* - „Kommst du alleine nicht klar, oder was?“ - *Nein.* - Ich bin überrascht, lasse Handy und Hand sinken, der Bildschirm dunkelt sich automatisch ab. Meinte Kay-Lee jetzt Ja oder Nein? Kommt sie alleine klar oder nicht. Wie auch immer. Weil niemand etwas sagt, hebe ich meine Handyhand wieder. Mit einem eleganten Geräusch entsperrt sich der Display und das Kachelrad dreht sich weiter.

Ich habe ein Leben, zwei Handys, drei Fragen. Ich öffne die Story, Create-Modus, und tippe: „Könnt ihr mir helfen?“ - „Darf ich lieben, wen ich will?“ - „Wenn ich Angst habe, beschützt ihr mich dann?“ - Ich warte auf Reaktionen und frage mich, was das bedeutet. Was ich eigentlich will, was ich hier suche, weiß ich nicht. Ich könnte mich auf die Straße stellen und der erstbesten Person, bei der ich mich traue, sagen: „Du bist Schuld daran, dass ich einsam bin.“ Wollte ich wirklich Reaktionen, würde ich so sicherlich welche bekommen.

Es ist verlockend das Problem mit *Ich*, mit dem Egoismus des Kapitalismus, das Problem der Einsamkeit in einer vereinzelter Gesellschaft in einem *Wir* aufzulösen. Anstatt sich selbst zu ändern, den Kapitalismus zu bekämpfen und politische Entscheidungen zu beeinflussen. Um von einem *Ich* zu einem *Wir* zu kommen, bedarf es natürlich eines *Du*. Und wenn es dann zu einem *Wir* nicht kommt, bist- na klar - du Schuld. Das ist aber mindestens genauso blöd wie verlockend.

Sollen wir weitermachen? - Ich schaue auf und in Kay-Lees tausend Augen. „Können wir?“ - *Das siehst du doch.* - „Was sehe ich?“ - *Das weißt du doch.* - „Was weiß ich?“ - *Was weiß ich ...* - „Ok.“ - *Ja?* - „Ja!“ - Kay-Lee lächelt mich an und ich versuche es auch irgendwie. Ob es gelingt, weiß ich nicht, aber Kay-Lee sieht für den Moment glücklich aus.

Und in diesem Sinne:

reißen wir uns hin zu dem Unterschied,
der du und ich sein können.



identity IS

A CUT-UP